

Die kleine Welt

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Streiktage.

Erzählung von Fritz Säger.

Es war am Sonntagvormittag. Freundlich und friedlich lag das Städtchen in dem flachen, breiten Mattental. Eine heilige Ruhe schwebte über der ganzen Gegend; wo Menschen gingen, da gingen sie langsam, gemächlich, und wenn sich Menschen begegneten, sagten sie „Griß Gott“ zusammen, und wenn es gute Bekannte waren, so blieben sie stehen; denn niemand hatte es eilig. Es war ja Sonntag und zudem ruhten in der großen Maschinenfabrik, die so recht eigentlich das Herz des ganzen Städtchens war, schon wochenlang alle Hände.

Viele Arbeiter waren fortgezogen. Die Verheirateten, die geblieben waren, hatten ihre Lebenshaltung einschränken müssen. So litten alle zusammen im ganzen Ort unter den Verhältnissen.

Jetzt sah man nichts von dem Stampf, der da in aller Stille ausgetragen wurde, und die Kirchenglocken klangen durch die Morgenluft so friedlich, wie sie nur in solchen stillen Städtchen klingen können. Sie klangen weit über das Tal hinweg und weit hinauf in die Tannenwälder, welche die Höhen zu beiden Seiten des Tales bedeckten.

Dort oben ging einen verborgenen Fußpfad entlang ein Mann mit einem Kind. Er mochte dreißig zählen, das Kind war vielleicht vier Jahre alt. Ein Mann der harten Arbeit war es, schwer war sein Gang und ruhig und ernst sein Aussehen.

Die Kleine trug ein einfaches weißes Kleidchen. In einer Hand hielt sie ein Weidenkörbchen, in dem ein Stück Papier eingelegt war. Sie blickte sich bei jedem Sträuchlein und sah vorsichtig nach, ob da oder dort nicht Beeren verborgen waren, wenn sie eine fand, jubilierte sie in den Morgen hinein. Der Mann blieb dann jedesmal stehen und sah lächelnd nach dem Kinde.

Einmal aber jauchzte das Kind vor Vergnügen so auf, daß der Vater fast erschrak. Sie schlug verwundert einmal über das andere die Händchen auf die Knie: „Sat so, so viel Erdbeeren, so viel Erdbeeren, lauter Beeren, alles lauter Beeren.“

Der Vater kam freundlich näher. Er freute sich selber; ein ganzer Zweig dicht voll Himbeeren, die vor Reife glänzten.

Er half abpflücken, und sie taten zwei Hände voll in das kleine Körbchen.

„Die bringen wir aber Mutti,“ meinte die Kleine.

„Ja, die mußt Du Mutti bringen.“

Als der Strauch leer war, gingen die beiden weiter.

Das Kind ging voran. In einer Lichtung, wo man einen wunderbaren Ausblick auf das Städtchen hatte, blieb es stehen.

„Das ist aber fein, Papa.“

„Was denn?“

„Schau doch so viel Häuser.“

Der Vater trat hinzu. Ihnen gerade zu Füßen lag die Fabrik; er wollte eigentlich vorbeigehen, aber die Kleine hielt ihn:

„Schau, schau, so viel Häuser.“

„Ja, Kind.“

„Warum raucht denn der Schornstein nicht?“ fragte die Kleine nach einer Weile.

Der Vater sah gerade da hinunter.

„Es ist Sonntag, Leuchen, weißt Du's nicht?“

„Er hat aber gestern auch nicht geraucht.“

„Ja, weißt Du, es wird doch nicht gearbeitet in der Fabrik, da braucht man doch nicht zu feuern.“

„Ach ja.“

Die kleine Seele war aber noch nicht zufrieden.

„Du, Papa, warum wird nicht gearbeitet?“

Der Mann sah auf das Kind. Mit großen klaren Augen wollten eine klare Antwort haben. Er strich mit der Hand über das volle Haar der Kleinen und sagte:

„Siehst Du, das ist darum, weil die Leute, denen die Fabrik gehört, uns zwingen wollen, daß wir da nichts zu sagen haben, gar nichts zu sagen, siehst Du, Kind.“

Die großen Minderungen waren damit nicht befriedigt, und er nahm das Kind auf den Arm und küßte es auf die Wange und ging weg mit ihm aus der Lichtung, wieder auf den Pfad zurück. Dort ließ er's nieder und sagte:

„Wir gehen jetzt zu Mama.“ Und er ging weiter.

Die Kleine ging hinternach. Sie fragte nichts mehr, ihre Gedanken waren wieder bei anderen Dingen. Sie sah nach Beeren, die gab es aber hier nicht mehr. Hohe Tannen standen zu beiden Seiten des Pfades und gaben keinen Raum für Gestrüpp. Da stand nur selten eine Waldblume oder ein Kraut, sonst war der Boden mit Tannennadeln bedeckt.

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem Körbchen zu, das sie am linken Armchen trug. Da lagen dicht gedrängt die roten Beeren auf dem

weißen Papier. Die waren zwar für Mama bestimmt, aber das rechte Händchen griff doch hinein und nahm eine, die gleich darauf zwischen den weißen Zähnen verschwand.

„Danke,“ sagte sie dann recht herzlich und eindrucksvoll, als wenn ihr jemand die Beere gegeben hätte.

Der Vater sah zurück, und eben wiederholte sich das Spiel. Wieder sagte sie „danke“ und machte noch einen kleinen Stricks dazu.

Das Gesicht des Mannes, das eben so bitter ernst gewesen war, nahm eine heilere Miene an, und als die Kleine zum dritten Male hineinritt und wieder „danke“ sagte, lachte der Vater. Er nahm sein Töchterchen an der Hand; beide schritten etwas schneller und frohgemut dem Städtchen entgegen.

Als Vater Gebbert und Klein-Leuchen, so hießen die zwei, in der Nähe des Städtchens aus dem Walde traten, da sahen sie schon das kleine Haus, in dem sie wohnten. Es lag an einer engen Straße, die nicht immer sehr rein gehalten war, aber nach hinten gegen den Wald schneigte sich ein kleiner Garten an den roten Ziegelsteinbau an. Dieser kleine Garten war noch einmal in vier Teile geteilt; aber wenn auch für jede Familie im Haus nur ein ganz kleines Stück Land blieb, es war doch als eigene Scholle betrachtet, sorgfältig gepflegt und mit Blumen und allerlei Gemüse angebaut. Man verbrachte da viele freie Stunden und besonders am Sonntag vormittag hielt man sich gern in dieser Ecke auf.

Es waren jetzt auch drei Männer dort, die auf der roh zurecht gezimmerten Bank saßen, Gebberts Brüder, außerdem ein dritter, ein Arbeitsgenosse von Gebbert, der Schlosser stinert.

Die Kleine hatte das gleich bemerkt und sagte:

„Papa, es ist ein fremder Mann im Garten.“

„Kennst Du ihn denn nicht, Leuchen?“

„Nein.“

„Gehe mal hin und sieh ihn Dir an.“

Die beiden gingen quer über die Matte an den Gartenzaun. Dort hob der Vater das Kind über den Zaun; er selber ging nach der Pforte, wo er eintrat.

„Guten Tag, stinert.“

Der Angeredete drehte sich um. Er hatte auf das Kind geachtet, das ihm seine Beeren zeigte.

„Guten Tag.“ Er gab Gebbert die Hand. „Ich wollte mit Dir einmal sprechen,“ fügte er ernst hinzu.

„Es ist gut, Stumert, wie können hinein gehen.“

Sie traten durch die niedere Thür in ein sehr einfach ausgestattetes, sauber gehaltenes Zimmer.

„Nimm Platz!“

Der Gast setzte sich auf einen Stuhl am Fenster. Gebbert ging in die Küche, wo seine Frau war und kam dann gleich wieder zurück.

„Was ist es, Stumert?“

„Wegen des Streiks,“ sagte dieser und sah zum Fenster hinaus.

„Ja, ja, das ist es immer, aber was meinst Du?“

„Ich meine — — — na, ich meine, man sollte ans Nachdenken denken.“

Gebbert war erstarrt über diese Worte.

„Das ist Dein Ernst?“

„Es sind keine Zeiten zum Spaß, Gebbert.“

„Reidest Du denn so sehr darunter?“

„Ach? Nein, ich nicht, aber die anderen.“

„Wer?“

„Ahr alle, die Ihr Familie habt.“

„Wer sagt Dir das?“

Der Mann stand auf. „Herrgott, Gebbert, ich bin doch nicht blind. Gestern war ich auf dem Wochenmarkt. Sieh Dir das einmal an. Da sitzen Frauen mit Körben; hier sitzt eine, die hat kleine, halb reife Pflaumen, dort eine, die hat schöne reife Pflaumen, die reifen kosten aber fünf Pfennig mehr das Pfund. Wer hat zuerst verkauft? In einer halben Stunde ist das schlechte Zeug weg. Die Frau mit dem guten Obst trägt wieder die Hälfte nach Hause. Dort ist Kohl, dort ist anderes Gemüse, es kann nicht billig, es kann nicht schlecht genug sein.“

„Nein, Gebbert, wenns erst da anfängt, weißt Du, das ist eine sehr heikle Sache. Ueberleg' Dir einmal die Geschichte.“

Gebbert ging mehrere Male in der Stube auf und ab. Er biß sich auf die Lippen, dann sagte er etwas barsch:

„Zu überlegen war das früher, und wir habens getan.“

„Gebbert, wir wollen uns nichts vorreden; ich bin der Ueberzeugung, wir verlieren.“

„Den Streik vielleicht, aber sonst gewinnen wir.“

„Was?“

„Kraft und Selbstbewußtsein, Nachdenken. Dreißig Jahre wurde hier gearbeitet, ohne daß ein Mensch sich fragte, für wen, für was, wozu. Jetzt fragt man sich, jetzt besinnt man sich.“

„Das hat man nun im Verlaufe von drei Monaten tun können. Ach meine, es ist genug.“

„Das meine ich nicht, Stumert. Aber jeder soll nach seiner Meinung handeln, das wird das Richtige sein. Tue, was Du nicht lassen kannst, ich bin auf der anderen Seite.“

Das war kurz und hart, abweisend. Stumert kam näher zu Gebbert hin und sprach freundlich:

„Höre, so wollen wir nicht sprechen. Ich wollte Dich eigentlich um Rat fragen. Aber Du hat vielleicht Recht, es gibt gar nichts zu überlegen. Wenn Du so sprichst, wo Du Familie hast, so darf ich nicht auf der anderen Seite stehen. Ich will gehen, lebe wohl, Gebbert.“ Die beiden gaben sich die Hand.

Auf der Schwelle drehte Stumert sich noch einmal um.

„Was ich noch sagen wollte. Wenn Du Geld brauchen solltest, ich kann leicht drei Mark abgeben jede Woche. Ach habe das Rauchen eingestellt und Bier trinkt ich auch nicht mehr viel. Es geht auch so.“

Gebbert sah ihn erstarrt an.

„Und Du willst nachgeben?“

„Das hat damit nichts zu tun.“

„Siehst Du, Stumert, wir sind noch lange nicht so arm, daß man uns zwingen kann; aber

ich brauche kein Geld, es geht knapp, aber es geht.“

Stumert steckte den Geldbeutel wieder ein und ging fort, die enge Straße entlang.

Gebbert sah ihm lange nach, dann ging er in die Küche, wo inzwischen das Mittagessen aufgetragen war. — — —

Während des Essens sprach man vom Streik. Großvater Gebbert warnte zum hundertsten Male es weiter zu treiben. Gebbert sagte, daß es gar nicht von ihm abhinge. Rudolf, sein jüngerer Vetter meinte, wenn es von ihm, er meinte sich, abhinge, dann müßte man den Achtstundentag fordern. Dadurch gerieten die beiden, Vater und Sohn, hart zusammen. Otto Gebbert, der Jüngere, den alles das am meisten anging, sprach nichts weiter dazu.

Als das Essen vorbei war, ging Rudolf hinaus in den Garten. Otto ging ihm nach; er wollte allein mit ihm sprechen.

„Du, Rudi,“ sagte er, „Du solltest doch das Geld etwas zusammen halten.“

„Warum?“ fragte dieser.

„Es kann noch schlimmer kommen; ich glaube, Du mußt auch noch anarbeiten.“

„Wir streiten nicht.“

„Das weiß ich, aber trotzdem, es geht mich ja auch nicht direkt an.“

Rudi war ein frischfröhlicher Mensch von einundzwanzig Jahren, und es lag ihm nicht, sich um das zu kümmern, was erst kommen sollte, gerade heute erst recht nicht. Erwartete ihn doch, vielleicht jetzt schon oben im Wald an einer verabredeten Stelle seine Elise; er wollte es darum kurz machen.

„Wenn Du Geld brauchst, ich kann Dir welches geben.“

„Davon ist nicht die Rede, ich meinte bloß, es könnte irgend etwas eintreffen, was man jetzt noch nicht weiß, und man sollte darauf vorbereitet sein.“

„Nun ja, ich werde natürlich daran denken.“

„Dann ist es ja gut.“

„Zieh mir die Kleine heraus mit dem Hut. Wenn mich der Vater weggehen sieht, fragt er, wo ich hingehe, und ich sag ihm nicht gern.“

Der Rudi wartete im Garten und klein Leiden brachte den Hut heraus. Er ging schnell durch die kleine Gartenpforte und dann übers Feld den nächsten Weg dem Walde zu.

Die Elise, die ihn oben im Walde erwartete, war eines kleinen Kaufmanns Töchterchen, erst achtzehn Jahre alt, sehr lebhaft und beweglich an Körper und Geist, ein bißchen standesbewußt, und wenn sie auch mit Rudolf Gebbert heimlich Rendezvous hatte, so nahm sie sich doch heilig vor, ihm nicht zu viel entgegen zu kommen, und sie hielt es auch.

Rudolf seinerseits wollte gerade heute ein offenes Wort mit seinem Mädchen sprechen; aber es kam nicht dazu. Sie war viel zu geschickt, was sie nicht wollte, das gelang auch ihm nicht. Er führte diese Zurückhaltung auf den Standesunterschied zurück und wollte ihr jetzt beweisen, daß ein tüchtiger Arbeiter nicht mit den Pfennigen zu fargen braucht.

Sie war dem Beweise nicht ganz unzugänglich; sie trank gern eine Flasche vom besten Wein mit und aß die nötigen Biskuits dazu, aber sonst blieb sie, die sie war.

Es war ihm auch so recht; aber sie hätte ihm wenigstens sagen dürfen, daß sie ihn lieb hatte. Es war ein so schöner Abend, und recht still wars im Walde, als die beiden, noch ehe die Sonne untergegangen war, an derselben Stelle sich trennten, wo sie heute Mittag sich getroffen hatten. Sie wollte von niemand, der sie kannte, gesehen werden.

Rudi hielt lange die Hand des Mädchens fest. Der Wein hatte ihre Wangen gerötet, und ihre Augen waren noch lebhafter als sonst.

„Else, schau mich doch an.“

Sie warf den Kopf zurück.

„Rudi, ich mag nicht, die Sonne geht bald unter. Rudi, ich muß nach Hause.“

„Ich weiß es, Else, schau mich doch an,“ flehte er, „Du hast so schöne Augen.“

„Sind sie so nicht auch schön?“ meinte sie und rührte sich nicht.

„Doch, Else, sie sind auch so schön.“

„Na eben. Ich muß gehen, Rudi, die Mutter schimpft. O, wenn die Mutter wüßte . . .“

„Else, wie abgemacht, Mittwoch nachmittag.“

„Wie abgemacht, Rudi.“

„Leb wohl, Else.“

„Adiö, Rudi!“

Sie machte sich los, und er wollte ihr doch eben noch etwas sagen.

„Else, Else,“ rief er.

Sie lief davon. Zu größerer Entfernung wo der Pfad umbog, drehte sie sich noch einmal um und winkte, dann ging sie.

Er blieb noch stehen, als sie schon nicht mehr zu sehen war, dann ging er auf den Heimweg, einen anderen Weg, als sie gegangen war.

Dieses Mädchen mußte sein werden.

Mit diesem Entschlus und mit all den schönen Hoffnungen und stillen Freuden, die ein solcher Entschlus schon im Steine in ihr birgt, ging er nach Hause.

Die nächsten Wochen brachten keine große Veränderung im Hause Gebbert, wie auch sonst in der Stadt. Ueberall hoffte man immer auf eine friedliche Lösung der Sachlage, aber trat nicht ein. Die Fabrikleitung ließ in Gegenteil keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne mit ihrer Ueberlegenheit zu glänzen. Man lehnte auf dieser Seite jedes Nachgeben ab; die Arbeiterschaft und mit ihr all die kleinen Leute, stauflente, Wirte, eine Menge Bauern, die all gleich unter den Verhältnissen litten, verhielten sich ruhig. Es kam wenig an die Öffentlichkeit von dem, was sie in ihren Versammlungen anmachten, nur immer soviel, als für alle zunächst wichtig war.

Der Stampf dauerte fort.

In der kleineren Waffenfabrik des Städtchens, wo auch Rudi beschäftigt war, wurde weiter gearbeitet wie bisher.

Rudi Gebbert selbst vertrat die Ueberzeugung, daß daran nichts geändert werde. Er hatte aber etwas Geld gespart und eines Tages nahm er all das Geld, fuhr in die nächste Stadt und kaufte dort in einem Goldladen ein goldenes Herzchen mit einer Stelle. Wie freute er sich, als er es abends im Zimmer auf dem Tisch liegen sah. Am nächsten Tag nahm er das kleine Ding, wickelte das Stül wieder in das Seidenpapier, worin es gewesen war, und trug es in den Wald hinauf und drückte es in eine kleine Hand, als sie zum Abschied ihm geboten wurde.

Er sah das Erröten eines schönen Mädchens, er sah das Glänzen zweier jugendfrischer Augen, und dieser Glanz, dieser lebendige Glanz war sogar noch viel schöner als das Glänzen des goldenen Herzchens selber.

Elise war von nun an doch herzlicher, und wenn er ihr die Hand zum Abschied gab, so sah sie ihm in die Augen, nur schnell; aber sie waren so reizend diese Augen, daß auch ein kurzer Blick schon so viel, unendlich viel wert war.

Am Sonnabend auf jenen Sonntag gab es eine Ueberraschung im Städtchen. Sämtliche Arbeiter der Waffenfabrik wurden ausgesperrt.

Rudi Gebbert hatte an diese Möglichkeit nicht gedacht. Ueber seinem jungen Liebesglück hatte er nicht mehr auf die Vorgänge in der Fabrik geachtet, nicht auf die geheimen Redereien der Kameraden gehört. Jetzt kam dafür ihm, wie allerdings auch für viele, ganz un-

erwartet.

Er ging später als sonst nach Hause, und er ging nicht zum Essen in die Küche, er ging gleich in sein Zimmer. Dort setzte er sich auf einen Stuhl hinter das geschlossene Fenster und sah hinaus. Das war alles sonst nicht seine Art. Er sah auch nicht lang, so kam seine Schwägerin Marie.

„Nudi, Du hast ja noch nicht gegessen?“

„Ach ja,“ sagte er, „ich komme.“

Die junge Frau war nicht gewöhnt, so mit Nudi zu verkehren.

„Aber Nudi, was ist denn los?“

Nudi stand auf. Ihm war schon eng in seinen Kleidern. Er rannte herum und plakte heraus, als wenn die Frau Marie Webbert an allem schuld wäre:

„Was ist los, nichts weiter, gar nichts weiter, als der Teufel ist los! Der Teufel ist an allen Ecken los, an allen Ecken! Himmelkreuztürken!“ Er schlug auf den kleinen wackeligen Tisch, daß er krachte.

Frau Marie lächelte, machte die Türe zu und ging hinunter.

Der Nudi hatte das Lächeln nicht gesehen, aber das Weggehen, und das machte ihn unruhig: Er hatte vielleicht gar seine Schwägerin beleidigt, die ihm doch nie zu nahe getreten war.

Er wollte hinunter gehen, aber er brachte es nicht fertig. Er stand lange ungeschlüssig da. Da kam sein Bruder Otto.

„Komm zum Essen, Nudi,“ sagte er freundlich. Dieser fragte nicht lang.

„Du weißt?“

„Der Stumert hat mirs eben erzählt. Wir waren darauf gefaßt, schon länger.“

„Aber ich kann Euch nicht einmal ordentlich das Kostgeld zahlen.“

„Darüber brauchen wir nicht zu reden, Nudi.“

Und bei dem blieb es.

(Schluß folgt.)

Geographische Länge und Breite.

Von J. Wiese.

Bekanntlich unterscheidet man zwei Bewegungen der Erde: die Rotation, d. h. die Drehung um ihre eigene Achse, und die Revolution, d. h. ihren Wandel auf der elliptischen Bahn um die Sonne. Während die Revolution in einem Jahre geschieht und den Wechsel der Jahreszeiten bedingt, vollzieht sich die Rotation durchschnittlich in 24 Stunden. Für den Geographen hat diese Drehung um die Achse, also die Rotation, das größte Interesse. Sie gibt nämlich zur Feststellung von zwei Punkten Anlaß, den Polen, in denen die Drehungsachse die Erdoberfläche schneidet und einem zwischen beiden rechtwinklig liegenden größten Kreis, dem *Äquator*. Pol und Äquator aber bilden die Grundlage für das System der *Parallel-* oder *Breitenkreise*, das von größter Bedeutung für die Orientierung auf der Erdoberfläche ist. Eine Külle von sachlichen Folgen ergibt sich für unseren Planeten daraus, daß bei dieser Bewegung die einzelnen Teile der Erdoberfläche sehr verschiedene Wege zurücklegen, je nachdem sie dem Pol oder dem Äquator näher gelegen sind, und daß jede andere Bewegung auf der Erdoberfläche in demselben Maße stärker von diesem beeinflusst wird, als sie entschiedener in dem Gebiete der kurzen oder langen Rotationswege sich vollzieht.

Man hat nun die Wegstrecke vom Äquator nach beiden Polen in 90 Breitengrade eingeteilt, zählt also im ganzen 180 Grade der Breite, die man als nördliche oder südliche bestimmt, so daß der Pol selbst als 90. Grad bezeichnet wird. Wenn die Erde sich in 24 Stunden dreht, so macht jedes Teilchen am Äquator in dieser Zeit einen Weg von 40 000 Kilometer; der Pol aber dreht sich gleichsam nur

um sich selbst. Auf dem Äquator, der wie jeder Kreis in 360 Teile geteilt wird, werden die Grade der Länge gezählt, zu welchem Zwecke die Bestimmung eines besonderen Anfangspunktes auf der Erdkugel erforderlich ist. In Deutschland nimmt man fast allgemein den Punkt des Äquators als Anfangspunkt an, in dem der Meridian, der 21 Minuten 30 Sekunden westlich von Ferro, einer der kanarischen Inseln, vorbeigeht, den Äquator schneidet und der, mathematisch bestimmt, kein anderer ist als der 20. Meridian westlich von Paris. Dieser Meridian ist also der Nullmeridian oder eigentlich der 360. Meridian (häufig wird er mißbräuchlich der erste genannt). Die Franzosen nehmen den Meridian der Sternwarte von Paris (20 Grad östlich von Ferro), die Engländer (auch die deutschen, niederländischen, schwedischen, dänischen Seefahrer) den der Sternwarte von Greenwich (17 Grad 39 Minuten 51 Sekunden östlich von Ferro), die Spanier, den von San Fernando (11 Grad 27 Minuten 21 Sekunden östlich von Ferro), die Nordamerikaner den der Sternwarte von Washington (59 Grad 23 Minuten 12 Sekunden östlich von Ferro) als Ausgangsmeridian für die Berechnung der Längen an. Überall aber wird jetzt vom Ausgangspunkte nicht bis 360 nach Osten fortgezählt, sondern nach Osten und nach Westen bis zum 180. Grad. So gibt es eine östliche und eine westliche Länge, und die Erde wird in eine östliche und eine westliche Halbkugel geteilt, wie auch der Äquator die Teilung in eine nördliche und südliche bewirkt. Man teilt auch hier jeden Grad der Breite und Länge in 60 Minuten, jede Minute in 60 Sekunden, und denkt durch jeden Teilungspunkt einen entsprechenden Kreis um die Erdkugel gelegt. So ist diese von einem Netz gedachter Linien umspannen, und die Lage jedes Ortes auf der Erde kann nach seiner geographischen Länge (Abstand vom Nullmeridian) und geographischen Breite (Abstand vom Äquator) genau bestimmt werden. Berlin z. B. liegt unter dem 52. Grad 30 Minuten 16 Sekunden nördlicher Breite und 13. Grad 23 Minuten 13 Sekunden östlicher Länge.

Mit Hilfe der geographischen Breite und der geographischen Länge kann man nun leicht bei Erdräumen die Lage eines Punktes bestimmen; auch manche Ortsbestimmung von allgemeiner Wichtigkeit ist durch sie möglich. Ferner ist aus dieser Bestimmung leicht zu ersehen, daß jeder Polarkreis seinen klimatischen Wert hat. Wie man sofort an eine polare Lage denkt, wenn man davon spricht, daß das Nordkap auf dem 71. Grad nördlicher Breite liegt, so meint man eine gemäßigtere, wenn man die Lage von Dresden mit 51 Grad bezeichnet. Für die einzelnen Längengrade ist charakteristisch der berühmte 100. Grad westlicher Länge, der in Nordamerika den gemäßigten Osten vom steppen- und wüstenhaften Westen trennt, oder der 10. Grad westlicher Länge, der den Atlantischen Ozean in eine kalte westliche und eine warme östliche Hälfte teilt, oder der 180. Grad, der Asien und Amerika trennt, und bei dessen Ueber- schreitung die Schiffe ihr Datum wechseln.

Wir können die geographischen Längengrade, die zunächst der Ortsbestimmung dienen, auch in Beziehung zur Zeit setzen. Die Erde braucht zur Umdrehung um ihre Achse 24 Stunden, also auch jeder Punkt des Äquators, bis er wieder in dieselbe Stellung zur Sonne zurückkehrt. Die Hälfte des Äquators entspricht 12 Stunden Umdrehungszeit. Teilt man diese Hälfte des Äquators in 180 Teile, so entspricht jeder Teil einer Zeit von 4 Minuten. Die Kreise, die man durch die so gefundenen Teilpunkte senkrecht zum Äquator ziehen würde, und deren jeder durch zwei einander gegenüberliegende Punkte ginge, müßten dann mit den oben schon erwähnten Meridianen zusammenfallen. Sie würden aus der Erde gleichsam ein Zifferblatt machen, durch dessen Zahlen die

Sonne als Zeiger ihren scheinbaren Weg täglich zurücklegt. Diese innige Beziehung zwischen der Meridianteilung der Erde und der Stundeinteilung des Tages bedingt es, daß eine aus der anderen abgeleitet werden kann. Wenn wir Mittag haben, hat ein diametral gegenüberliegender Punkt auf der Erde Mitternacht. Es besteht also zwischen beiden ein Zeitunterschied von 12 Stunden. Diese Zeit entspricht einem Unterschied von 180 Längengraden, auf den Grad kommen 4 Minuten Zeitunterschied, auf die Stunde 15 Grad Längengradunterschied. Diese Zeitunterschiede machen sich praktisch geltend, wenn man eine größere Meise in östlicher oder westlicher Richtung unternimmt. Meist man nach Osten, so geht man der Sonne entgegen. Die Erde dreht sich von Westen nach Osten; je östlicher ein Ort liegt, desto früher geht ihm die Sonne auf, desto früher hat er Mittag. Wenn man von München nach Wien reist, so findet man, daß dort die Uhren um 19 Minuten vorgehen. Das zeigt an, daß die Wiener 19 Minuten früher Sonnenaufgang, Mittag und Sonnenuntergang haben als die Münchener. Zudem nun dieser Zeitunterschied sich für den weiter ostwärts Reisenden immer weiter summiert, so kommt er endlich nach Zurücklegung von 180 Längengraden an einen Punkt, wo man Mitternacht zur selben Zeit hat, wenn an dem Ausgangspunkt der Meise erst Mittag ist. Der Weltreisende scheint einen halben Tag verloren zu haben. Und wenn er an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt, ist aus dem halben Tag ein ganzer geworden. Argendwo muß er diesen Tag ausschalten. So ging es den überlebenden Seefahrten Magalhães, als sie am 10. Juli 1522 auf Santiago (Kapverdische Inseln) ankamen; nach ihrer Rechnung war es aber der 9. Juli. Waren sie doch in östlicher Richtung um die Erde gefahren, hatten also einen Tag verloren. In neuerer Zeit wechseln die Schiffe das Datum, wenn sie den 180. Längengrad überschreiten

(Schluß folgt.)

Gerbstoffe.

Von E. Lewinsohn.

Von den zahlreichen aus dem Pflanzenreiche der modernen Industrie gelieferten Produkten, nehmen die Gerbstoffe eine nicht unbedeutende Stellung ein. In geringer Menge ist Gerbstoff, auch Gerbsäure oder Tannin genannt, in einer ungeheuren Anzahl von Pflanzen enthalten. Zur fabrikmäßigen Gewinnung von Tannin aus Pflanzen, werden natürlich nur solche mit einem hohen Gehalte von Gerbstoff herangezogen werden können. Hier sind es hauptsächlich viele Rinden, die sich durch einen bedeutenden Tannin Gehalt auszeichnen.

Der Botaniker sieht die im Pflanzenkörper vorhandenen Gerbstoffe als Neben- bzw. Zerlegungsprodukte des Stoffwechsels an; über die eigentliche Verrichtung ihrer Funktionen hat die Wissenschaft noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Heute kennt man zwei Arten von Tannin: ein physiologisches, d. i. natürlich in den Pflanzen vorkommendes, und ein pathologisches, also ein durch anormale krankhafte Zustände eines Pflanzenorgans hervorgerufenes. Wenn diese beiden Arten von Gerbstoffen sich auch in ihren chemischen Eigenschaften nicht voneinander unterscheiden, so besitzt doch nur die pathologische Gerbsäure das für die industrielle Praxis bemerkenswerte Vermögen, manche Häute in Leder zu verwandeln.

Als Beispiel für einen pathologischen Gerbstoff sei der aus den Gallen oder Galläpfeln gewonnene angeführt. In Vorderasien benützt eine Wespenart, die Gallwespe, die in der Entwicklung begriffenen jungen Zweige vieler Eichenarten zur Ablage ihrer Eier, indem sie den Zweig durch den Legestachel verwundet. Auf

dieser Reiz reagiert die Umgebung der Stichstelle dadurch, daß eine Wulst auf dem Zweige entsteht; durch diese Formveränderung wird eine schützende Hülle und in dieser zugleich die Nahrung für das sich aus dem Ei entwickelnde Tier geliefert. Nach der völligen Entwicklung sitzt dann auf dem Zweige, ganz kurz gestielt, ein kugelförmiges mit Höckern versehenes Gebilde, bis $2\frac{1}{2}$ Zentimeter im Durchmesser hat, sehr hart ist und unter dem Hammer zerspringt. In Drogehandlungen und Apotheken sind solche Galläpfel künstlich zu haben. Diese Gebilde sind pathologische, also krankhafte Veränderungen der Zweige. Die meisten dieser Gallen sind mit einer kleinen kreisrunden Oeffnung versehen. Beim Zerbrechen sieht man einen zylindrischen sauber ausgearbeiteten Gang in das Innere zu einer größeren Höhlung führen. Durch die äußere Oeffnung, das „Flugloch“, ist das Tier ins Freie gelangt, nachdem es die innere Nährschicht verzehrt hatte. Letztere füllt als weichere Masse die innere Höhlung in der fast steinharten äußeren Umhüllung aus. Die ohne das Flugloch versehenen Gallen sind vor der völligen Entwicklung des Insekts gepflückt worden; die Entwicklung selbst dauert 5 bis 6 Monate. Nicht nur in Vorderasien, von wo allerdings die am meisten geschätzten Aleppo-Gallen herkommen, finden sich diese eigentümlichen Gebilde, sondern in den Ländern fast aller Erdteile bis zum Stillen Ozean hin. Die Form der in den verschiedenen Gegenden vorkommenden Gallen ist allerdings auch eine verschiedene.

Legt die Wespe ihre Eier nicht in den Zweig, sondern in die junge Frucht der Eiche, so entwickeln sich auch hier stark gerbstoffhaltige Gebilde, die unter der Bezeichnung als *Noppen* oder *Balonen* besonders in Ungarn, Dalmatien, Slavonien gesammelt werden.

Schon der griechische Arzt Hippokrates (470 bis 356 v. Chr.) und nach ihm andere Ärzte, wandten die Gallen medizinisch als blutstillende Mittel an. Den alten Ägyptern war die Vereitung der Tinte aus Gallen bekannt; ihr Tanningehalt ist denn auch ein sehr hoher und geht bis auf 70 Proz. hinauf.

Der Umstand, daß die Eiche auf einen gewissen Reiz hin ein tanninhaltiges Gebilde entwickelt, läßt darauf schließen, daß sie selbst Gerbstoff enthält. Dieser ist nun in einer Menge von ungefähr 20 Proz. hauptsächlich in der Rinde vorhanden. Am ertragreichsten ist die sogenannte Spiegelrinde, die noch keine Vorkeimbildung zeigt und eine glatte, glänzende Oberfläche besitzt. Die verschiedensten Eichenarten aller Länder enthalten Gerbstoffe; so liefern allein in Nordamerika mindestens 20 Arten dieser Bäume sehr gehaltreiche Gerbmateriale. Die Eichenrinde selbst findet heute noch wie im Altertum medizinische Anwendung. Im Mittelalter scheint die Droge nicht viel benutzt worden zu sein. Als Abkochung findet die Eichenrinde heute hauptsächlich bei Frauenkrankheiten vielfach Anwendung. Die Wirkung beruht auf dem Tanningehalt, der zusammenziehend auf Gewebe und Schleimhäute wirkt.

Ferner liefern die Rinden fast aller Weiden mehr oder minder brauchbare Gerbmateriale. Hauptsächlich in den nördlicheren Teilen Europas werden die Weidenrinden ihres Gerbstoffgehaltes wegen geschätzt. In Rußland besonders geben die Weiden das Hauptgerbmaterial her. Auch viele Nadelhölzer besitzen in der Rinde einen ziemlich hohen Gehalt an Tannin. In den an Weiden armen Gegenden Rußlands (Polen, Litauen, die Ostsee-Provinzen) wird Nichtenrinde anstatt Weidenrinde vielfach benutzt. Die älteren Bäume mit dieser Rinde eignen sich schlecht, da sie keinen Gerbstoff mehr liefern.

Da der moderne kapitalistische Großbetrieb und damit der Bedarf an Leder in fortwährendem Steigen begriffen ist, genügt die einheimische Gerbmateriale liefernden Pflanzen bald

nicht mehr. Man suchte daher in exotischen Gegenden nach weiterem Material, was die Einfuhr einer großen Zahl außereuropäischer Rinden und Pflanzenteile nach sich zog.

So liefert der in Argentinien einheimische mächtige Quebrachobaum Holz und Rinde als wichtiges Gerbmateriale. In seiner Heimat gilt die Rinde des Baumes auch noch als bewährtes Fiebermittel. Bei uns findet man Quebrachorinde noch hier und da in alten Apotheken, ohne daß sie medizinische Verwendung fände. Die amtlichen Arzneibücher Oesterreichs und der Schweiz führen die Quebrachorinde dagegen noch auf. Der Zolltarif hat bekanntlich auch dieses Holz in seine Netze hineingezogen. Außer dem autonomen Zollsaße von 7 Mark, beträgt seit dem 1. März 1906 der Zollsaße dann noch weitere



Otto Glauflügels Entwurf zum Auer-Denkmal.

2 Mark für 100 Kilo des zerkleinerten oder in Plöcken eingeführten Holzes. Die Wirkung des neuen Zolls zeigte sich auch sofort in den Zahlen der Einfuhr. Während im Jahre 1905 fast $1\frac{1}{4}$ Millionen Doppelzentner Quebrachoholz in Plöcken eingeführt wurden, betrug im Jahre 1906 die Menge nur 982 700 Doppelzentner, genau berechnet 236 338 Doppelzentner weniger. In zerkleinertem Zustande betrug die Einfuhr vor dem Zoll fast 70 000, im Jahre 1906 unter dem neuen Tarif nicht ganz 48 000 Doppelzentner. In ähnlicher Weise hemmend auf die Einfuhr hat der seit 1906 bestehende Zoll von 8 Mark für 100 Kilo Quebrachoholz-Extrakt auf diesen Artikel gewirkt; die Einfuhr von 139 000 Doppelzentner im Jahre 1905 ist auf 116 600 Doppelzentner im Jahre 1906 gesunken.

Außerdem liefern noch eine ganze Anzahl von Rinden Gerbmateriale, was jedoch wohl nur für den Fachmann größeres Interesse hätte.

Von anderen Pflanzenteilen seien kurz erwähnt die gerbstoffhaltigen Blätter eines in den Mittelmeerländern und in Frankreich wachsenden Strauchs, die als *Sumach* oder *Schmack* in den Handel kommen. Ferner werden die ostindischen *Myrobalanen* und die Schoten einer westindischen Pflanze, die als *Dividivi* bekannt sind, zum Gerben benutzt. Harze, als *Catechu* und *Sino* bieten für weitere Kreise auch nur wenig Interesse und seien nur der Vollständigkeit wegen hier angeführt.

Vor wir auf die technische und industrielle Verwertung aller hier angeführten Gerbmateriale eingehen, wollen wir zunächst sehen, in wie weit der Gerbstoff oder Tannin an sich medizinische Anwendung findet. Hierzu ist die Kenntnis der Reindarstellung der Gerbsäure nötig. Am besten eignen sich dazu naturgemäß die stark gerbstoffhaltigen Produkte, wie z. B. die Gallen mit ihrem bis 70 Proz. hohen Gerbstoffgehalt. Die grob gepulverten Gallen werden mit einem Gemisch von Äther und Weingeist in einem wohlverschlossenen Gefäß zwei Tage lang unter häufigem Umschütteln stehen gelassen. Die Flüssigkeit wird dann abgeseigt und der Rückstand noch zweimal mit dem gleichen Äthergemisch ausgezogen; die Flüssigkeiten werden dann vereinigt. Die Gerbsäure ist jetzt in das ätherische Gemisch übergegangen. Letzteres wird nun mit einer bestimmten Menge Wasser gemischt, wodurch sich zwei Schichten bilden: eine obere, aus reinem Äther, und eine untere, gelblich gefärbte, die aus der Mischung von Weingeist und Wasser besteht und die nun Tannin gelöst enthält. Nach Entfernung des Äthers wird die Tanninlösung im Dampfbade eingedampft, wobei als Rückstand das feste Tannin zurückbleibt. Zur Reindarstellung wird es dann nochmals im Wasser gelöst, etwas Stärke zur Reinigung zugesetzt und die Lösung wiederum verdampft, wodurch dann chemisch reines Tannin resultiert. Dieses wird nunmehr zu einem feinen Pulver zerrieben, das in jeder Drogehandlung oder Apotheke erhältlich ist.

Von gelblicher Farbe und schwachem eigentümlichem Geruche, besitzt Tannin einen herben, stark zusammenziehenden — adstringierenden — Geschmack; in Wasser und Weingeist ist es leicht löslich. Ein untrügliches Erkennungszeichen für Tannin und alle tanninhaltigen Stoffe ist das Verhalten zu Eisensalzen (Eisenvitriol). Alle gerbstoffhaltigen Stoffe geben damit nämlich schwarze oder grüne Fällungen bezw. Färbungen. Wie schon angedeutet, wurde früher fast ausschließlich und wird heute noch vielfach das Verhalten der Gerbstoffe zu Eisensalzen zur Tintenherstellung benutzt. Durch die Bezeichnung als Eisengallustinte auf den bekannten Tintenflaschen ist ihre Herstellung schon genügend gekennzeichnet. Zur Selbstdarstellung von Tinte erhält man heute noch vielfach ein sogen. Tintenpulver, das aus gestoßenen Galläpfeln, Eisenvitriol und Gummi arabikum im bestimmten Verhältnis gemischt besteht. Man rührt dieses Gemisch mit Wasser an, ließ nach häufigerem Umschütteln die Lösung sich absetzen und goß die mehr oder minder taugliche Tinte ab. Die Alizarintinten verdrängen jetzt die alten Eisentinten mehr und mehr.

In welcher geringen Menge die eisenschwärende Eigenschaft der Gerbsäure schon sichtbar ist, ersieht man z. B. daraus, daß ein blankes Messer, mit welchem ein unreifer Apfel durchgeschnitten oder geschält wurde, nach kurzem Liegen an der Luft schwärzlich „beschlägt“. Dieser schwärzliche Anflug ist der Niederschlag, der durch die Berührung des Eisens, also des Messers, mit der in der Apfelschale vorhandenen ganz minimalen Gerbsäure hervorgerufen wird. Die Eigenschaften der einzelnen Gerbstoffe mit Eisensalzen, schwarze oder grüne Färbungen zu geben, geben dem Chemiker bestimmten Anhalt über die Herkunft des Gerbstoffs; er kann daraus vielfach Aufschluß über das zur Herstellung verwendete

Rohmaterial geben. Der Chemiker und der Botaniker müssen wissen, welche Rinden eisenschwärzende oder eisengrünende Gerbsäure enthalten.

Tannin findet seiner adstringierenden Eigenschaft wegen vielfach medizinische Anwendung. So dient es in mehr oder weniger konzentrierter Lösung allein oder unter Zusatz anderer medikamentöser Stoffe zu Einschlagen des Zahnfleisches, Halses, Kehlkopfes, zu Gurgelwässern und dergleichen. Ueberhaupt werden tanninhaltige Stoffe sehr häufig zur Mundpflege verwandt. Es liefert die gleichfalls stark tanninhaltige Matanhiawurzel in ihrem Auszuge als Matanhiatinktur einen beliebten Zusatz zu Zahn- und Mundwässern. Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts brachte ein spanischer Botaniker den Gebrauch der Matanhia als Mundkosmetikum nach Europa, nachdem er die Vererbung der Droge bei den Peruanerinnen zur Erhaltung der Zähne kennen gelernt hatte.

Bei Frauenkrankheiten wirkt eine Tanninlösung naturgemäß stärker als die bei derartigen Leiden schon erwähnte Abkochung von allerdings auch stark tanninhaltiger Eichenrinde. Zur äußerlichen Anwendung dient die Gerbsäure dann noch als Zusatz bei Frostmitteln. Innerlich wird die zusammenziehende Eigenschaft als Mittel gegen Darmkrankheiten verwertet, so besonders im Sommer, der gefährlichen Zeit des Brechdurchfalls der Kinder. Einzelne pharmazeutische Präparate, wie Tannigen, Tannalbin, Tannoecol, Tannosform haben, wie schon aus den Bezeichnungen ersichtlich, Tannin als Ausgangsmaterial für ihre Herstellung. Die wohlthätige Wirkung des Rotweins bei geringeren Störungen der Darmfunktion beruht ebenso auf seinem Tanningehalt. Der beliebte Zusatz von Zimmt, wenn der Wein in heißem Zustande genommen wird, verstärkt die Wirkung, da Zimmt gleichfalls Gerbstoff besitzt. Der sogenannte Eichelfassce als Hausmittel bei ähnlichen Fällen, verdankt seine Wirksamkeit gleichfalls der Anwesenheit von Gerbsäure. Außer dieser Anwendung in der medizinischen Praxis besitzen die Gerbstoffe noch die Eigenschaft, manche

Stoffe aus ihren Lösungen zu fällen, d. h. sie auszuschleiden. Zu diesen Stoffen gehören die Eiweißkörper und eine bestimmte Kategorie von Körpern, die in der Wissenschaft Alkaloide heißen, alle aus dem Pflanzenreiche herkommen und meist starke Gifte sind. Auch das Morphin gehört zu den Alkaloiden. Der Laie hat sich nun diese Fällung durch Tannin so vorzustellen: In einem Glase befindet sich eine klare Flüssig-



Das Huer-Denkmal.

Rechts oben: Entwurf von Helene Quitmann (gelangt zur Ausführung).
Links unten: Entwurf von Hermann Taglang.

keit, die z. B. Morphin gelöst enthält. Setzt man dieser Lösung eine kleine Menge einer wässrigeren Tanninlösung zu, so bildet sich sofort ein Niederschlag, der als weißes Pulver im Glase zu Boden sinkt. Die Gerbsäure ist mit dem gelösten Morphin eine neue Verbindung eingegangen, es ist gerbsäures Morphin entstanden, das im Wasser sehr schwer löslich ist und sich daher abscheidet; es ist „ausgefällt“ worden. Diese Eigenschaften der Gerbstoffe den giftigen Alkaloiden gegenüber ist in vielen Fällen von großer Wichtigkeit. Auch der Laie weiß, daß bei den meisten Vergiftungserscheinungen oder bei Verdacht einer möglichen Vergiftung als Hausmittel starker schwarzer Kaffee oder Tee dem Kranken gereicht werden. Kaffee und Tee sind gerbstoffhaltige Körper. Bei Anwesenheit mancher Gifte im Magen wird also das Eintreten, was soeben geschildert wurde, sobald Gerbstoff gleichfalls in den Magen gelangt: das Gift wird „ausgefällt“, also ausgeschieden werden. In der neuen Verbindung mit Gerbsäure ist es nun im Magen schwer löslich; es kann also nicht in die Blutbahn gelangen und der Kranke ist gerettet. Sicherer ist die rettende Wirkung allerdings bei der Anwendung einer Tanninlösung; da diese aber nicht immer zur Stelle und dem Laien auch meist unbekannt ist, werden Aufgüsse von Kaffee oder Tee immerhin eine wohlthätige Wirkung ausüben. Um auch dem Laien einen gewissen Anhalt

über die Gruppen der Gifte der Pflanzen Alkaloide zu geben, sei bemerkt, daß hierzu das bekannte Strychnin gehört; ferner das Gift der Tollkirsche, Atropin; das giftige Prinzip im Wissenkraut, Hyoscyamin; das des Stechapfels, Aconitin; des Eisenhuts, des Dingerhuts u. a. m. Bei jeglichem Genuß dieser Kräuter werden daher Aufgüsse von starkem Stasse oder Tee von Nutzen sein, sobald die Gifte sich noch nicht lange im Magen aufgehallen haben; für ärztliche Hilfe ist natürlich trotzdem sofort zu sorgen.

Außer dem medizinischen Werte und der Eigenschaft, eine bestimmte Kategorie meist giftiger Stoffe zu fällen, also ein Gegengift zu sein, besitzen die Gerbstoffe noch die Fähigkeit, mit tierischen Häuten — Fellen — unlösliche Verbindungen zu bilden, wodurch die Reizung der Haut, in Fäulnis überzugehen, vollständig aufgehoben ist; die tierische Haut selbst wird dadurch in Leder verwandelt. So kommen wir zur Hauptverwendungsart der Gerbmaterien und damit zur Betrachtung des Gerbprozesses.

Das Gerben beruht auf dem Imprägnieren der Felle von spezifischen in Wasser löslichen Substanzen. Diese gerbstoffhaltigen Materialien — Gerberlohe, gemahlene Gerberinden (Eichenlohe usw.) — entziehen teils der Haut Stoffe, die sie faulig machen würden, teils setzen sie diese Stoffe derartig um, daß ein Fäulnisprozeß nicht mehr stattfinden kann. Diese Umbildung beruht auf der Entstehung wasserunlöslicher Niederschläge, welche die Zwischenräume in den Häuten ausfüllen. Wir haben schon, wie die Gerbsäure solche Niederschläge bei der Herstellung von Linte und als Gegengift entstehen lassen kann. Da die Haut eine verschiedene Zusammensetzung besitzt, reagieren sie auch nur auf einen bestimmten Gerbstoff. Die Gerbfähigkeit hängt mithin nicht nur von dem chemischen Verhalten des Gerbmittels, sondern auch von der chemischen Zusammensetzung des zu gerbenden Gegenstandes ab. Man kann somit den Gerbprozeß als einen richtigen chemischen Prozeß auffassen. Hier stoßt also die praktische Technik mit der

Wissenschaft zusammen. Gerade auf letzterem Gebiete ist es in neuerer Zeit zwischen den einzelnen Forschern zu Meinungsverschiedenheiten gekommen, die hier naturgemäß nur kurz angedeutet werden können. Der moderne Großbetrieb und mit ihm der Kapitalismus, machen sich bekanntlich auch die Wissenschaft untertänig und ziehen aus allen Fortschritten Honig, oder — besser gesagt: Geld. So ist es gekommen, daß der ursprüngliche Gerbprozeß, der rund zwei Jahre zur Verwandlung frischer Tierhäute in gebrauchsfertiges Leder brauchte, heute eben durch die Mitwirkung der Wissenschaft und durch Anwendung entsprechender Chemikalien auf die Dauer nur einiger Monate herabgedrückt ist. Ob diese sogenannte Schnellgerberei ein dauerhafteres Produkt liefert, als dasjenige war, zu dessen Fertigstellung früher Jahre gehörten, mag dahingestellt sein. Jedenfalls wird hier das Geld schneller umgesetzt und das Material, das früher zwei Jahre lang nur „Rinsen fraß“, jetzt geldbringend nach verhältnismäßig kurzer Zeit in Verkehr gebracht; das Kapital hat eben keine Zeit, lange zu warten.

Wir wissen, daß es die Wissenschaft verstanden hat, auf vielen Gebieten künstliche Produkte zu schaffen. Wir kennen künstlichen Dünger; künstliche Nischstoffe, Ersatz für die aus Pflanzen natürlich produzierten; Kunstfarbstoffe; künstliche Mineralbrunnen, Bäder, Surrogate für Holz usw. So ist jetzt auch ein Patent erteilt worden, daß eine künstliche Gerbung herbeiführen kann. Während man bisher doch ein Naturprodukt — die Lohe — anwandte und die Haut erst später mit Chemikalien behandelte, bietet das neue Patent eine rein künstliche Gerbung unter Fortfall eines jeden Naturproduktes. In diesem neuesten Patent spielt das auch weiteren Kreisen bekannte Formaldehyd eine Rolle. Wie der Erfinder selbst sagt, stellt er heute ein Leder her, „welches selbst der geübte Kenner äußerlich kaum von einem vegetabilisch gegerbten zu unterscheiden vermag. Das Leder besitzt, wenn es gut gegerbt

ist, eine schöne Weichheit. Seine Festigkeit gegen das Zerreißen entspricht ungefähr derjenigen des Lohgerbungs. Das Produkt ist dann einer großen Zahl von mit Rinden-Holzextrakten usw. hergestellten Lederarten zum Verwechseln ähnlich.“

Wir leben also, daß die Wissenschaft wieder um einen neuen Zweig, die Gerberchemie, reicher geworden ist, um sich auch hier von den Naturprodukten frei zu machen. Ein Fortschritt gegen das alte Verfahren, das in der Mehrzahl doch noch lange besteht werden wird, ist bei solchen künstlichen Produkten dahin zu erblicken, daß bei jenem die Arbeiter schweren körperlichen Schäden ausgesetzt sind. Denn die Verunreinigung der Arbeiter u. a. in Erkältungszuständen, als Erkrankungen der Atmungsorgane und Rheumatismus durch das Arbeiten in den nassen Lohgruben, Einatmen schädlichen Staubes, Gefahr von Milzbrandvergiftung durch Uebertragung von mit Milzbrand infizierten Fellen und dergleichen. Um die gefährliche Milzbrandgefahr zu beseitigen oder wenigstens zu lindern, bestehen gesetzliche Vorschriften, die sich allerdings nur auf ausländische Häute beziehen und deren Desinfektion vorzuschreiben. Zur Anlage und Genehmigung von Gerbereien gibt eine amtliche Anweisung vom 15. Mai 1895 Fingerzeige: So sollen die Werkstättenräume einen regen Luftwechsel gestatten, die Wände mit Zement verputzt und bis zur Höhe von 1½ Meter mit Oelfarbe gestrichen sein. Der Fußboden soll wasserdicht und mit Gefälle zum wasserdichten Kanal eingerichtet sein. Bei Anwendung sinkender Weizen sind Vorrichtungen anzubringen, um Verunreinigungen der Umgebung zu verhüten. Dann handelt es sich um die Anweisung über Einrichtung der Gruben, die Behandlung des Spülwassers usw.

Für die in den Chromgerbereibetrieben beschäftigten Arbeiter hat vor einiger Zeit das kaiserliche Gesundheitsamt ein besonderes Merkblatt bearbeitet, um gesundheitlichen Schädigungen durch das Gerben mit den giftigen Chromchemikalien vorzubeugen. —

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

Jeremias sah zum Fenster hinaus, in die Pflanze hinauf, während Trude den Tisch abräumte. Ein leichter Mosaischimmer lag auf den Schneebällen zwischen den Ästen und lief an den weißen Linien der Zweige entlang.

Und als Frau Trude wieder hereinkam und sich zu ihm setzte, ward das Rot immer tiefer und tiefer und breitete sich wie ein glühender purpurner Schleier über Garten und Hecke und Haus. Es legte sich wie ein Schein von Gesundheit auf das weiße Gesicht des Kranken, auf die blassen dünnen Hände und spielte auf dem hellen Deckbett.

Frau Trudes Augen leuchteten. Sie sah gerade hinein in den roten Feuerball, der dort hinten wie in einem dichten Nebel versank.

„Wie hübsch Du bist, Liebste! Noch immer!“ Er lächelte ihr zu. „Nun jünger wir eins. Etwas Frohes und Mutiges. Vom Wandern. Es kleidet Dich so gut.“

Und während Frau Trude wie gebannt in die Sonne blicken mußte, in die wallenden Nebel, die wie schwere Wolken von den Wiesen emporstiegen, sich hin- und herdrängten, sich ausbreiteten und mehr und mehr das feurige Rot dämpften, sang sie. Sang, was da unwillkürlich aus dem Allertiefsten ihrer Seele heraufdrängte und sich in immer jubelnder Freude zu Wort und Melodie wandelte. Wie ein Auferstehen war's. Ein Auferstehen aus Angst und lauernder Verzweiflung zu neuer Tat. Das Dunkle, das Unfaßbare und lautlos Täuende lag hinter ihr, unter ihr. Es war besiegt. Besiegt von dem Willen zum Leben,

der nun wie Orgeklang das ganze Haus erfüllte und den schleichenden Tod aus allen Winkeln jagte.

Den schleichenden Tod. Denn nun trat er mit festen Sohlen auf und trieb den letzten Nagel ein, daß er feststehe im Kern.

Frau Trude schwieg und sah, ganz von glücklicher Empfindung erfüllt, hinaus. Sie konnte den Blick nicht losreißen. Dort wogten und wallten die Abendnebel, zuweilen durchbrochen von dem letzten roten Schimmer der Sonne. Immer näher kamen sie. Und nun trachen die schweren grauen Massen über die Hecke, an den Obstbäumen, an der Kastanie, am Hause empor — und sahen in die Scheiben.

Und Frau Trude sah in ihrer Erinnerung ein bewunderndes Lächeln auf Jeremias' Gesicht, das sich dort ausgebreitet, während sie sang. Und sie sah, daß er dann selig die Augen geschlossen hatte, nachdem er ihre Hand gefaßt.

Nun spürte sie ein leises Zittern in seinen dünnen Fingern, mußte die Augen gewaltig abwenden von den grauen Nebelmassen, die sich über die rotglühende Schneefläche wälzten, mußte die Augen, noch halb geblendet, auf den Kranken richten. Ein feines Beben ging durch seine Lider und in der Nase suchte es einige Male merkwürdig auf.

Dann lag Jeremias still, ganz still, weiß und friedlich da.

„mias?“ Frau Trude beugte sich, von einer heftigen Angst erfaßt, über ihn — tiefer und tiefer — mit immer größer werdenden, erbrochenen Augen. „mias?“

Ihr schluchzender Mund sank auf seine faltende Stirn. . . .

15.

Als die Weihnacht kam und die Glocken von allen Türmen ihre feierliche Botschaft in das weiße Land hallen ließen, da lag Jeremias schon einige Fuß tief unter der Erde, in dem rechteckigen Loch, das der Totengräber unter Schimpfen und Fluchen und Schnapstriehen mühselig mit der Spitzhacke in den hart gefrorenen Boden gebracht hatte. Es war ein sehr, sehr stilles Begräbnis gewesen. Die Mönche hatten sich vor dem zornigen Schneestöber, das durch die Straßen brannte, an die Seiten zurückgezogen. Nur Trude und Doktor Trall kämpften sich hinter dem Leichenwagen durch das Wetter. Fröstelnd traten die Träger an den Wagen, hoben den Sarg ab und hatten es sehr eilig, zu dem rechteckigen Loch zu kommen. Alle hatten es eilig, die eine Hand rühren mußten. Der Pfarrer war nicht bemüht worden; es betäubte ihn heute gewiß nicht. Und der Totengräber setzte das Amen gleich hinter den Anfang des Vaterunsers. Die Kälte wirkte auch auf die Frömmigkeit zusammenziehend.

Doktor Trall geleitete Frau Trude nach Hause, redete noch ein wenig auf sie ein, das darauf hinauslief: Alles sei so gekommen, wie es kommen mußte; es sei schließlich am besten so — und dergleichen, was wohl für einen Arzt nicht aber für Trude in diesem Augenblick Berweiskraft hatte und Trost war. Dann drückte er ihr herzlich die Hände, bat, in jeder Hinsicht über

ihn zu verfügen, wenn er irgendwie helfen könnte und empfahl sich.

Und nun war sie allein. An diesem Tage und an den folgenden Tagen, zur Weihnacht und am Jahresende. Sie begann das neue Jahr in ihrer Einsamkeit und ging noch immer wie im Traum umher. Sie hatte das Gefühl, als schwebte sie in einem leeren Raum; als sei jede Bewegung förmlich, weil sie sich keinen Zweck dachte, kein Ziel empfand, dessentwegen sie dies oder das hätte tun sollen.

Sie saß fast immer am Fenster und blickte hinaus und folgte mit ihren Augen den Flocken, die in überreicher Menge Tag für Tag nieder-schwebten und im Garten schon alles Dunkel in ihrer weichen, weißen Masse begraben hatten. Immer höher häuften sich die Schneeberge in den Straßen.

So ging der Januar hin, der Februar. Und noch immer schneite es, und noch immer saß Frau Trude stundenlang am Fenster und sah auf die umgebene weiße, weiße Schneefläche da draußen, in der die Pflanze der Landstraße fast bis zur Krone stecken.

Dann kam der März und brachte einige hellwarme Tage. Ein großes Schmelzen begann. Und es war erstaunlich, wie schnell die Schneeberge in sich zusammenkauften, wie die Chamäee-bäume herauswuchsen aus der weißen Masse und eines Morgens fast schon wieder in ihrer natürlichen Größe dastanden.

Ein paar Spaten und Reisen lärmten vorlaut in der Kastanie und machten es wie die Dichter, die ihre Frühlingstlieder mit freierender Seele zusammenreimen.

Frau Trude war nun ruhig geworden. Ganz ruhig. Das Träumen fiel allmählich von ihr ab; ihr Sinn suchte nach Tätigkeit und begann sich allmählich ein wenig um die Gestaltung der Zukunft zu kümmern. Der lange Friedrich war vom Tode Tattenbachs unterrichtet worden. Er wollte kommen, so schnell, als es sich ohne allzu große Geschäftseinbuße machen ließ. Er hätte schon hier sein können, wenn der Schnee mit seinen weißen Wällen nicht manche Straße versperrt und Auhwerk um Auhwerk festgelegt hätte.

Eines Tages, als Frau Trude wieder am Fenster saß, sah sie einen dunklen Punkt zwischen den Ahornbäumen in der Ferne auftauchen. Sie behielt ihn im Auge; er kam näher und näher. Und als er ungefähr bis zur Hälfte des Weges gekommen und schon eine kostenartige Form angenommen hatte, da wußte sie, daß es die Glücksbude sei, die da hinter dem alten, niedrigen Schimmel herangewockelt kam. Ihre Glücksbude!

Eine Viertelstunde später trat Friedrich ins Zimmer. Er sah mit seinem frischen rosigem Gesicht nicht anders aus als vor Jahren. Um seine lange Gestalt schlatterte noch immer der graue Mantel. Sein linker Arm war ja stets wie ein Pumpenschwengel gegangen; nun aber konnte der rechte auch wieder mit, wenn ihm auch eine kleine Schwäche als unselbiges Andenken an die Grewesberger Schlacht geblieben war.

Friedrich mußte sich bücken, um durch die niedrige Tür zu kommen.

Und dann standen sie sich gegenüber und schüttelten sich die Hände. Und er mußte immer wieder seinen Blick an der schlanken, fast über-schlanken Gestalt haften lassen, an dem schmalen Gesicht, das die Spuren einer langen Leidenszeit trug und über dessen Lächeln ein leicht-trauriger Hauch lag.

Frau Trude bemerkte, daß er befängener sei als früher, daß ihm irgend etwas Unruhe verursache und daß sein Blick immer wieder aus dem Fenster ging — nach dem Wagen, der hinter dem Garten hart an der Hecke stand. Vielleicht sorgte er sich um das Pferd. Aber es stand ruhig, das Maul im Futterkübel, in der März-sonne.

So kam nur jedoch eine Unterhaltung in Gang. Friedrich sprach sein Beileid zum Tode Tattenbachs aus. Und dann: „Die Geschichte mit dem Jungen! Sie haben nicht schlecht über mich geschimpft, was? Nicht? Na, ich würde es Ihnen nicht übel nehmen. Aber es war wirklich nichts mit ihm zu machen. Gesund war er! Und auf geht's ihm, hat er mir geschrieben. Ihnen wohl auch? Na — na — also: wollen Sie mich nun köpfen? Oder vergeben Sie mir?“

Sie gab ihm lachend die Hand: „Behalten Sie Ihren Kopf, Friedrich.“

„Ich brauche ihn auch!“ Er stieß es eifrig hervor und ließ ein verlegenes Lachen folgen. Und wieder ging der Blick zum Wagen.

Frau Trude sah ihm nach. Es schien ihr, als bewege sich die Gardine am Fenster. „Haben Sie jemand mitgebracht?“

Er nickte, wurde rot und sah zur Erde: „Werden Sie sehr böse sein, Frau Trude? . . . Wissen Sie: ich kann es nicht ertragen, allein zu sein. Und nun lies sie mir in den Weg —“

„Wer? Ein Mädchen?“

„Ja.“ Er sah sie mit strahlendem Lachen an. „Emilia heißt sie. Ein gutes Kind, wirklich, Frau Trude! Sonst hätte ich sie nicht ge-beiratet.“

Frau Trude geriet in ein heiteres Er-staunen: „Was? Sie haben Hochzeit gemacht und schreiben mir kein Wort davon?“

„Ja, wissen Sie —“ er wand sich in starker Verlegenheit. „Hochzeit hatten wir nämlich so recht noch keine. . . . Wenn Sie es nicht übel nehmen . . . das heißt . . . ja: ich wollte das eigentlich mit Ihrer Hilfe . . . tun, wir möchten hier Hochzeit machen.“

„Aber gewiß! Wenn ich Ihnen helfen kann! Und nun holen Sie mal schnell Ihre kleine Braut herein.“

Er lief hinaus. Sie hörte ihn rufen: „Emilia, Emilia!“

Und dann brachte er sie herein: ein kleines, braunes Mädchen mit festen, blitzenden Augen, die Geige unter dem Arm.

„Hast ich's Dir nicht gesagt? Gar nicht böse ist sie, unsere Frau Trude. Da, da!“ Er hob sie auf und legte sie mit stolzem Gesicht nieder. „Das ist sie, Frau Trude! Ist sie nicht hübsch? Und leicht wie eine Feder. Ihr Direktor hat Pleite gemacht. Die Kapelle lief auseinander. Na, und da haben wir uns halt zusammengetan.“

„Er wird großer Direktor werden.“ sagte das Mädchen mit einem stolzen Blick auf den Athleten, dem sie knapp bis zur Schulter ging.

„Ja!“ Friedrich wurde es schwer, nun die Hauptsache zu sagen. „Und die Glücksbude? Wir wollten nämlich Frau Trude — wir wollten eine Musik aufmachen.“

„Eine schöne Musik!“ betätigte Emilia.

„Er macht bumbum!“

„Bumbum, ja.“ Friedrich ahnte einen Fankenschläger nach. „Mit der Athleterei ist's vorbei, Frau Trude. Der Arm —“

Sie nickte: „Das ist auch ein Andenken an Tattenbachs.“

„Ach, lassen Sie doch. Aber was wird mit der Glücksbude? Gut behütet hab ich sie.“

„Die Glücksbude?“ Frau Trude sah mit einem fast zärtlichen Blick hinaus. „Die Glücksbude fahre ich.“

16.

Ueber der Hochzeit und mancherlei Vor-bereitungen verging der April.

Als aber an der Kastanie die ersten dicken braunen Knospen plakten, da führte Friedrich den Schimmel aus dem Stall heraus und Frau Trude stieg auf den Aufsitzerstuhl, nachdem die kleine Emilia sie fast mit Küffen umgebracht hatte. Nun ließen ihr fortgesetzt die Tränen über die braunen Wangen. Und auch Friedrich schluckte ein paarmal in sich hinein und unter suchte immer wieder die Hufe des Pferdes. Und als Frau Trude nicht mehr warten zu dürfen

glaubte, da sprangen beide zu ihr hinauf und fuhren eine lange Strecke mit, durch die Stadt und weit zum Tore hinaus.

Friedrich sah ganz tiefinnig da nach fragte einmal: „Ist es nicht so, Frau Trude? Es kommt alles anders im Leben, als man es sich einmal gedacht hat.“

Sie nickte: „Und es ist häufig recht gut so.“

„Ach weiß nicht.“

Und dann flogen sie ab. Und dann gab es den letzten und allerletzten Händedruck und immer erneute Tränenströme bei der kleinen Emilia.

Und dann endlich war Trude allein.

Ja. Nun war sie allein. Ganz allein. Wenn sie mußte lächeln: da war ja noch der alte treue Schimmel. Er huschte langsam und unbekümmert durch den regentriben Valentag und zog die Glücksbude hinter sich her. Frau Trude schüttelte ein wenig die Leine. Er setzte sich in einen langsamen, langsamen Trab, als habe es wirklich durchaus keine Eile mit seinem Weg.

Trude hatte Eile. Heute wenigstens. Sie wollte am Abend Grewesberg hinter sich haben.

Und wieder stieg alles auf in ihr, als sie den bekannten Weg fuhr. Eine Erinnerung nach der anderen. Da war das Dorf, wo sie am Morgen nach der jahrelichen Nacht gerahet hatten. Da war schon die Grenze. Und nicht lange darauf tat sich das Tal vor ihr auf, das so hell erleuchtet gewesen in jener Nacht. Weiße grüne Saatfelder dehnten sich hinab zum Dorf, das mit seinen roten Mauern so neu und frisch in die Wälderrübe hineinglänzte, als sei es eben aus einer Spießensackadel genommen. Von dem Brande sah sie keine Spur mehr. Nur in der Mitte stand ein hohes Gerüst. Die Kirche war erst bis zur halben Höhe geblüht.

Und dann schob sich der Wald zwischen Tal und Straße. Und dann kam sie an die Lichtung, wo sie angstvoll in der Nacht gelesien; sie hörte im Geiste das Klingeln der Uhr. Oder hatte sie wirklich geschlagen? Sie hing ja noch im Wagen und zeigte Stunde um Stunde an.

Und nun waren es lauter altbekannte Straßen, auf denen Frau Trude fuhr. Zu weiten ließ ein Ort, eine Landschaft, ein stiller jamer Raum, Bilder aus längst vergangenen Tagen aufsteigen. Aus den Tagen, die sie in stillem, friedlichem Glück mit Jeremias und ihrem Knaben hingebrocht. Es waren ja keine lauten Freuden gewesen. Viele Worte hatte keines von ihnen gemacht. Aber es waren Stunden gewesen voll tiefer innerer Harmonie, mochte zu anderen Zeiten das Wollen und Wünschen auch voneinander streben. Stunden der Andacht, unabhängig von der wechselnden Umwelt, und nur zufällig verbunden mit diesem Wald, mit jenem Gebäude, mit diesem Auf- oder jenem Feld.

So machte der neuerliche Anblick dieser Dinge ihr ihren Verlust von neuem schmerzlich fühlbar. Einen Ersatz gab es nicht. Für sie nicht. Das, was sie gemeinsam erlebt und er-litten, war unverlöschbar. Nichts konnte mehr kommen, das ihre Empfindungen, ihren Mut noch einmal so froh und stolz aufblühen ließ wie jener Kampf, den sie bis zu seinem natür-lichen Ende geführt.

Nun ging es nur noch um sie selbst. Und das war leicht im Vergleich zu dem, was hinter ihr lag.

Frau Trude riß sich aus ihrem Sinnen. Der Schimmel schlich schon wieder so langsam.

Sie faßte die Zügel straff und sah die Straße hinunter. Die Wälderrübe war eben aus den Wolken gekommen und warf ein paar Strahlenbüschel auf den Weg; die ersten grünen Vörlinblättchen stimmten in ihrem Licht. Und dort hinten, ganz hinten funkelte der Knopf eines Turmes auf.

Das war die Stadt, in der Frau Trude nun zum ersten Male allein die Glücksbude auf-schlugen wollte. —

Sei hart.

Sei hart wie Stahl, doch nur mit Dir,
Und nicht mit Deinem Bruder;
Dann ist die Härte Deine Zier,
Und ist Dein Steuerruder.

Doch sei mit jedem Schwachen weich,
Und mild mit jedem Armen;
So wirfst an Geist und Herz Du reich
Und göttlichem Erbarmen.

Robert Seidel.

Die Entwürfe zum Auer-Denkmal. Die Arbeiterbewegung ist berufen, der Plastik neue Wege zu weisen, weil sie jenen großen Kulturgrund abgibt, auf dem wie in Griechenland einst große Kunst entstehen konnte. Dies gilt nicht nur in inhaltlicher Hinsicht. Wir denken hier speziell an das Formale, dem die strenge Größe dieser neuen Kulturidee Richtung und Anleitung geben kann. Wir denken hier an Dalous „Denkmal der Arbeit“ und an das gleichnamige Werk des Belgiers Meunier. Besonders dem letzteren gelang es, dem Gehalt der Arbeiterbewegung die neue, plastische Form zu geben, aus eindrucksvollster Naturanschauung heraus, im leidenschaftlichen Mitempfinden, späteren Nachfolgern noch reichlich Möglichkeiten lassend, neue Wege zu gehen und das Formale immer stärker zu betonen, um aus der Idee der Bewegung bleibende Werke zu schaffen. Seine Tat bestand darin, daß er es fertig brachte, aus der großen Energie der schöpferischen Arbeitswelt heraus Typen zu schaffen, die diese Kraft repräsentierten.

Der Tod Ignaz Auer's gab Gelegenheit, die Künstler zur Schaffung eines würdigen Denkmals aufzurufen. Aus der Konkurrenz sind die drei vorn abgezeichneten Werke ausgewählt worden. Es galt, neben der geistigen Bedeutung das Allgemeinmenschliche dieses Ereignisses festzuhalten.

Der Entwurf Hermann Taglangers faßt die Bedeutung Auer's für die sozialdemokratische Bewegung symbolisch in einer vorwärtsschreitenden, nackten Figur zusammen, die mit erhobener Hand dem Ziel entgegensteht. Die Gestalt wächst organisch aus dem Fels heraus, mit dem sie noch Zusammenhang hat. Den unteren Sockel schmückt eine Inschrift, das Porträt und der Name. Stufen führen an den Sockel heran. — Der Schöpfer dieses Entwurfes legt Wert auf die Wiedergabe folgender Zeilen: „So wie Auer aus dem Volke heraustrat, um als Führer dem Proletariat für die Zukunft einen besseren Weg, ein besseres Los zu schaffen, so ist auch Auer in dem Denkmal charakterisiert durch die kraftvolle, kühne, unerschrockene Arbeitergestalt, welche ebenso aus einem massiven Felsblock ohne Schnörkel und Politur frei herausstrahlt und mit erhobenem Haupte in die Zukunft schaut. Ich denke mir, daß für einen solchen Mann, wie Auer, nur ein wahres Stein-Denkmal spricht, ohne alles Beiwerk, ohne Gekünste, Politur usw. . . . Der Sockel ist auf das einfachste beschränkt und dient nur der Schrift und dem Porträt.“

Der zweite Entwurf, von Otto Clausflügel herrührend, faßt das Ganze zu einem Relief, einer Grabplatte zusammen, die von wuchtiger Wirkung ist. Eine ernst blickende, halbnackte Arbeitergestalt hält das Porträt Ignaz Auer's in Medaillonform vor sich, wie eine Art Schild. Unten steht der Name. Eisenlaub füllt den oberen seitlichen Rand des Felses.

Helene Quitmann schließlich setzt in den Felsblock oben das Porträt Auer's. Der Kopf ist mit geschlossenen Augen gegeben, als Ausdruck der Ruhe, des innerlichen Wesens dieses Mannes, das den Zügen deutlich aufgeprägt ist. Dieser Kopf beherrscht das Ganze. Seitlich kriecht eine nackte Gestalt, ein Arbeiter, der den Hammer aus der Hand gelegt hat und einen Kranz hält. Die Inschrift lautet hier kurz: Unser Ignaz Auer. Die Einfachheit der sonstigen Gestaltung, das Absehen von kleintlichen Zusätzen, die den Gesamteindruck stören, gibt der Arbeit eine gewisse lapidare Großzügigkeit; so wird sie dem Besonderen — der Persönlichkeit Auer's — wie auch dem Allgemeinen — der Bewegung, der Idee, der er sich widmete — in markanter Weise gerecht.

Allen drei Entwürfen ist eigentümlich, daß die Künstler dahin streben, das Persönliche mit dem Allgemeinen zu verbinden. Sie sind dadurch dem besonderen Anlaß gerecht geworden und haben die Bestimmung als Grabdenkmal berücksichtigt. Zu-

gleich aber geben sie eine Hindeutung auf die Parteibewegung, als den Hintergrund, aus dem die Gestalt dieses Mannes herauswächst. So wird der einzelne zum Symbol des Ganzen, das er im Leben mit allen Kräften verteidigt, dem er sich einflüchtete.

Aus dem engeren Wettbewerb ist nun der Quitmannsche Entwurf als Sieger hervorgegangen. Er soll die Grabstätte des toten Führers schmücken, der, nach der Erhumierung des Leichnams, in unmittelbarer Nähe der Gruft Wilhelm Liebknechts ruhen wird. Bayerischer Mischkalk soll das wetterbeständige und farbig wirksame Steinmaterial für das Denkmal hergeben, das etwa 2,80 Meter hoch und 1,15 Meter breit gedacht ist. Die Figur des liegenden Arbeiters wird in Lebensgröße gehalten sein. Die auf unserer Abbildung sichtbare Aufschrift erhält infolgedessen eine Aenderung, daß im oberen Teil des Felsblocks, hart unter dem Auer-Kopf, die Worte zu lesen sein werden:

Unser Ignaz Auer

Geboren 10. 4. 1846 -- Gestorben 10. 4. 1907

Die Gesamtkosten der Ausführung dieses Entwurfes dürften sich auf rund 4000 Mk. belaufen. Das Grabmal wird voraussichtlich am 19. April 1908, dem Todestage des Verstorbenen, auf dem städtischen Zentralfriedhof zu Friedrichsfelde bei Berlin enthüllt werden. —

Vom Hof eines schwarzen Monarchen. Eine ergötzliche Satire auf das höfische Würdenträgerwesen der alten Welt ist vor ungefähr hundert Jahren in der neuen produziert worden, ohne daß doch die Absicht dazu vorhanden gewesen wäre. Der Schauplatz der Vorgänge war der Regierstaat auf der westindischen Insel San Domingo. In den ersten Jahren der großen Revolution brach hier beinahe unter der farbigen Bevölkerung der Insel, die damals französische Kolonie und voll von Zuckerplantagen mit Negersklaven war, ein furchtbarer Aufstand aus. Nach langen wechselvollen Kämpfen mit den Franzosen wurde San Domingo 1803 unabhängig, und der Negeroffizier Dessalines übernahm die Lenkung des Staates. Im folgenden Jahre hielt es Napoleon beinahe für angebracht, sich zum Kaiser der Franzosen zu machen. Das große Beispiel weckte auf San Domingo Nach-

eiferung: Dessalines nahm den hochtrabenden Titel an: Jakob I., Kaiser von Haiti. Wichtig in Schwung kam das höfische Treiben des Regierstaates erst nach Dessalines Tode. 1806 fiel er einem Rußlande zum Opfer. Die Mulatten trennten sich nun von den Negern und bildeten eine besondere Republik Haiti mit einem Präsidenten namens Petion. Im Regiergebiet kam der General Christoph an die Spitze: natürlich ein Schwarzer. Christoph nun hatte auch keine Ruhe, bis er es zum belietelten Monarchen gebracht hatte. 1811 wurde der Regierstaat zur erblichen Monarchie erklärt, und am 2. Juni ließ sich Christoph als König Heinrich I. nebst seiner Gemahlin, die nun die Königin Marie Luise hieß, krönen. So hieß bekanntlich auch die zweite Frau Napoleons. Napoleon wurde aber noch weiter auf San Domingo nachgeköpft und karikiert. König Heinrich war nämlich nicht eher zufrieden, bis er einen ganzen Hof mit hochtrabenden Titeln nach französischem Muster zusammengebracht hatte. Man weiß, wie Napoleon seine Waffengefährten mit Titeln und Würden überhäufte. Das machte nun König Heinrich mit seinen schwarzen Großen gerade so: er umgab sich mit Herzögen, Prinzen, Grafen, Marquis usw. Er versiel aber auf eine ganz originelle Titulatur, wodurch eben das Ganze den Charakter einer unbeabsichtigten Satire auf die europäischen Würden bekam. Auf San Domingo wurden die Großen nämlich nicht, wie sonst der Brauch, nach Orten oder Landschaften benannt, sondern nach einer ganz neuen Methode, die offenbar auf höchst eigenem Ideen Er. schwarzen Majestät beruhte. König Heinrich muß ein großer Freund von gutem Essen und Trinken gewesen sein; denn er titulierte seine Großen nach lauter lederen Speisen und Getränken. Und so gab es im Regierreich Herzöge und Grafen von Schokolade, Limonade, Marmelade usw. Die unüberbietbare Komik dieses unfeinwilligen allerhöchsten Wibes bedarf hier weiter keiner Ausmalung; man darf wohl sagen, daß ein ganzes Lustspiel geschrieben werden könnte, das am Hofe König Heinrich I. spielte. Dazumal ist in Europa vielfach geglaubt worden, daß das Ganze nicht Tatsache, sondern Erfindung sei. Insbesondere waren eifrige Bonapartisten der Meinung, daß man es mit einem Märchen zu tun habe, welches in England ausgedacht worden sei, um Napoleon und seinen Hof lächerlich zu machen. In den französischen Regierungsblättern wurde charakteristischerweise über den jamosen Hof von San Domingo nie ein Wort gebracht. Man fühlte sich also getroffen. Der Argwohn aber, daß

die hässlichen Würden auf englischer Erfindung beruhten, war natürlich ganz haltlos; denn die britischen Machthaber hätten damit ihrer selbst gepötte, fäntemal in England an hochtrabenden Titulaturen und höfischem Zeremoniell byzantinischen Ursprungs auch kein Mangel war. Die Wirklichkeit der hässlichen Hofkomödie ward dann auch nach einigen Jahren offenbar, als auf das Satirspiel die Tragödie folgte. 1820 ging es nämlich mit König Heinrich, demüthlich auch mit seinem Hofadel zu Ende. Die schwarze Majestät war allmählich ungemüthlich, launenhaft, zänkisch geworden. Aus Furcht, seinen unberechenbaren Einfällen zum Opfer zu fallen, verschworen sich Marmelade, Limonade, Schokolade usw. zu seinem Sturz. Der General Richard, alias Herzog von Marmelade, stand an der Spitze der Verschwörung. Wöllig überroht und von allen verlassen, jagte sich König Heinrich auf seinem Schlosse Sanssouci eine Kugel durch den Kopf. Demüthlich herrschte im Regierstaat allgemeine Wirren. Bald aber griff der nunmehrige Präsident der Mulattenrepublik Haiti, Boyer, um bewaffnete Macht ein und proklamirte am 26. November 1820 die Vereinigung der beiden Staaten. Gleichzeitig erklärte er die höfischen Titel Heinrich's I. für aufgehoben. Damit waren nun Marmelade, Schokolade, Limonade durchaus nicht einverstanden. Sie verschworen sich gegen Boyer, aber nicht mit dem gleichen Erfolge, wie gegen König Heinrich. Die Verschwörung wurde entdeckt, die Urheber gefangen genommen und prozessiert. Im Frühjahr 1821 wurden vier, darunter der Herzog von Marmelade, zu Port au Prince hingerichtet.

Die Elemente und ihre Verbindungen. Wie wissen, daß die Erdmasse mit allen Gesteinen, mit dem Wasser und mit der Luft, die unseren Planeten umhüllt, aus Elementen oder chemischen Grundstoffen besteht, von denen man etwa 75 kennt. Diese können miteinander in so mannigfacher und eigentümlicher Weise sich verschmelzen, daß die bunten Vielgestaltigen der Stoffe, die uns täglich vor Augen tritt, zustande kommt. Solche Elemente sind z. B. Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, die Metalle, Schwefel, Phosphor und andere.

Alle diese Elemente können nun auf zweierlei Weise die Stoffe, die wir in der Natur finden, zusammensetzen, entweder in sogenannten Gemengen oder in chemischen Verbindungen. Ein Gemenge kann sich jeder selbst leicht herstellen. Man kann z. B. etwas Kupfer nehmen, dasselbe zerfeilen und mit Schwefelpulver so gründlich vermischen, daß ein graugrünes Pulver entsteht. Dieses scheint vollkommen einheitlich zu sein, aber daß es das doch nicht ist, zeigt eine Betrachtung desselben unter dem Mikroskop. Eine starke Vergrößerung läßt deutlich erkennen, daß das neue Pulver aus Schwefel- und Kupferkörnern besteht, die nebeneinander liegen.

Wenn man nun aber das Gemenge isolirt, erhitzt, bis es zu glühen anfängt und es dann erkalten läßt, dann sieht man eine schwarze Substanz entstehen, die auch unter dem stärksten Mikroskop kein einziges Schwefel- oder Kupferkorn erkennen läßt. Es ist ein neuer Körper entstanden, der sich nicht ohne weiteres in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegen läßt, was bei obigem Gemenge leicht zu bewerkstelligen war. Der neue Körper hat eben andere Eigenschaften als seine Bestandteile; diese, so sagt man, sind eine chemische Verbindung eingegangen. In unserem Falle heißt die Verbindung Schwefelkupfer. Solcher chemischen Verbindungen gibt es nun unbeschreiblich viele in der Natur; Wasser ist eine solche und besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff. Die Elemente hingegen, die die chemischen Verbindungen bilden, sind nur selten auf der Erde frei zu finden. Eisen findet sich z. B. nie rein vor, sondern immer mit Schwefel zu Schwefeleisen oder anderweitig verbunden.

Man kann nun durch besondere Methoden, die man „Analysen“ nennt, auch chemische Verbindungen in ihre Bestandteile zerlegen. Eine solche Zerlegung läßt sich aber nur so lange vollziehen, bis man auf Elemente stößt. Denn es ist das Charakteristikum von diesen, daß bei ihrem Verbrennen man sie auch noch so sorgfältig teilt, doch immer dasselbe herauskommt. Sie bestehen immer aus einem einzigen Stoff. So gibt z. B. Gold, wenn man es auch noch so klein zermahlt oder chemisch zu teilen sucht, immer nur Gold und nie etwas anderes. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!